



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

3. Lehre vom Gegensatz

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

hundreds. Nicht auf überwundene oder angeblich überwundene alte Weltanschauung gestützt, sondern aus eigener Kraft frei in der Luft schwebend, sollte wie Natur- auch Literaturwissenschaft nur dem Gesetz sich unterwerfen, das ihr Gegenstand ihr gab. Aber bereitet sich das nicht schon bei Müller vor? Freilich noch nicht in dem materialistischen Sinn der Nachwelt. Schon im 18. Jahrhundert sah sich der Mensch derart auf sich selbst gestellt und von höhern Mächten unabhängig, daß es nahe lag, auch Wissenschaft von Stützen zu befreien, die wie überindividuelle Sägung gefaßt werden konnten. Müller macht mit solcher Auffassung Ernst; die Schlegel gingen noch nicht so weit, verharrten noch bei der Stellung, die am greifbarsten in den Einleitungen F. Schlegels zu seiner Auswahl aus Lessings Schrifttum sich kennzeichnet. Nochmals sei gesagt, daß Müller selbst seinen Voratz nicht immer ganz folgerichtig durchführen konnte.

Wilhelm Schlegel hatte mithin zugleich recht und unrecht, als er in seinen Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Literatur“ 1811 (2, 2, 11 Anm.) erklärte: Des „schicklichen Ausdrucks“ vermittelnde Kritik „hat sich, wo wir nicht irren, Hr. Adam Müller in seinen Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur zuerst bedient. Wenn er sich aber für den Erfinder der Sache selbst ausgibt, so ist dies, aufs gelindeste gesagt, ein Irrtum. Längst vor ihm hatten andre Deutsche versucht, den Widerstreit des Geschmacks zwischen Zeitaltern und Nationen auszugleichen, und aller echten Poesie und Kunst die gehörige Anerkennung zu verschaffen. Zwischen gut und schlecht ist freilich keine Vermittlung möglich.“ W. Schlegel nimmt diese Dinge doch aus zu ferner Höhe. (Die spätern Auflagen wiederholen die Anmerkung.)

3. Lehre vom Gegensatz

Müllers Gedanke, vermittelnde Kritik an die Stelle überkommener Scheidung des Wertlosen und des Wertvollen zu setzen, hat noch eine andere Unterlage. Schon war zu sagen, daß die Annahme, Dichtung wie alle Kunst sei zweipolig, erst nach Herder festere Form gewinnt, zumal bei den Schlegel. Sie führen weiter, was von Schiller versucht worden war, indem er die Gegensätze naiv und sentimentalisch oder plastisch und musikalisch als Polaritäten deutete, als zwei gleich wertvolle Möglichkeiten des Dichtens. Schillers Vorliebe für Antithesen hatte sich schon früher durchgesetzt. Das Begriffspaar Anmut und Würde bestätigt das. Ihm schwebte zugleich im strengen Sinn der

Polarität Verknüpfung der Gegensätze als höchstes Ziel vor. Ich wiederhole hier nicht, was ich in der Schrift „Goethes Allseitigkeit“ (besonders S. 13 f.) sage. Dialektisch sind diese Ansichten Schillers geordnet. Sie nehmen Hegel vorweg und führen wie Hegel Ansätze zur Dialektik fort, die bei Kant und bei Fichte sich antreffen lassen. Wesentlich denselben Weg beschreitet Müllers frühes Bruchstück einer geplanten systematischen Darlegung „Die Lehre vom Gegensatz“; nur das erste Buch „Der Gegensatz“ ist 1804 erschienen. Auf S. XV f. steht hier eine „Übersicht der drei Bücher der Lehre vom Gegensatz“, die erkennen läßt, was noch hinzukommen sollte. Ein Buch „Die Wissenschaft und der Staat“ und eines „Die Religion und die Kirche“ sollten bieten, was für den Begriff der vermittelnden Kritik sehr wichtig gewesen wäre. Das dritte Buch sollte unter anderem sich mit Schönheit, Kritik der Ästhetik, Weltgeschichte befassen. Wir entbehren das schmerzlich.

Nicht soll hier das Bruchstück ausführlich zergliedert werden. Bara sagt einiges über das Büchlein in der Schrift „Adam Müllers Philosophie, Ästhetik und Staatswissenschaft“ (S. 3 ff.). Er stellt fest, daß trotz allen Einwänden Müllers gegen Fichte die Schrift viel der „früheren Fassung“ der Wissenschaftslehre Fichtes danke. Dann erblickt Bara mit Recht in der Lehre vom Gegensatz den Schlüssel zu dem gesamten späteren Schaffen Müllers. Allerdings hätte Bara im Verlauf seiner Arbeit diese Behauptung eindringlicher nachweisen können.

Auch Theo Surányi-Ungers Werk „Philosophie in der Volkswirtschaftslehre“ (Jena 1926 2, 117 ff.), das eine dankenswerte knappe Inhaltsangabe von Müllers Erstlingschrift bietet, begnügt sich mit raschen Hinweisen auf das spätere Schrifttum Müllers.

Hauptsache ist mir jetzt, daß vermittelnde Kritik, wie sie in den „Vorlesungen“ vorgetragen wird, ebenso Einzelwertung der Gegensätze wie Verknüpfung der Gegensätze in einer höhern Einheit fordert.

Müller leitet seine Lehre vom Gegensatz aus dem Verhältnis von Objekt und Subjekt ab. „Objekt ist dasjenige, was dem Subjekt entgegensteht, und umgekehrt. Ein Subjekt also, dem kein Objekt entgegensteht, ist absolut nichts; denn von solchem Subjekt würde bloß behauptet, daß ihm der Gegenstand (das Objekt, das Entgegenstehende) nicht entgegenstehe, kurz, daß es nicht Subjekt sei, welches im Widerspruch ist.“ „Die absolute Identität von Objekt und Subjekt schließt die Behauptung des Entgegenstehens und des Nichtentgegenstehens beider in ein und demselben Verstande, also den vollständigsten Widerspruch ... in sich“ (S. 49). (Schon hier, S. 39 ff., dienen Redner

und Hörer als Beispiel; die Reden über Beredsamkeit führen den Gedanken näher aus.)

Das richtet sich gegen Sichte wie gegen alle Versuche, absolute Anschauungen a priori und absolute Prinzipien anzunehmen, „vom absoluten Wissen und reinen Ich bis auf den absoluten Urheber aller Dinge herab“. Mit andern Worten: Nur die Relation von Objekt und Subjekt erschließt den Weg zur Erkenntnis. Relativismus setzt sich dergestalt bei Müller wie später bei Hegel durch. Und so fallen für Müller die Dinge an sich, die objektive Wahrheit, die objektive Schönheit in nichts zusammen, mit allen ihren Verwandten.

„Die Kraft ist da und wirkt nur insofern, als ihr eine Gegenkraft entgegensteht, entgegengewirkt — eine Tätigkeit nur, insofern ihr Gegen-tätigkeit (Leiden) entgegensteht — das Ich ist nur etwas, insofern das Gegenich da ist.“ (S. 49 f.) Müller wagt den Ausdruck „Anti-gegensatz“, um das zu bezeichnen, was den Gegensatz zum Gegensatz macht. Er möchte sich den Antigegensatz unter dem Bild des Ent-gegenstellenden, der vereinigenden Einheit, versinnlichen, also der Syn-these.

An dem mathematischen Gegensatz des Positiven und des Negativen erläutert Müller seine Ansicht. Positives ohne Negatives ist ebenso unmöglich wie absolute Identität des Positiven und des Negativen. Wie genau das mit der Dialektik Hegels übereintrifft, erhärtet der Satz: „Beide, Positives und Negatives, sind darin verschieden, daß jedes einem andern, und darin gleich, daß jedes dem andern ent-gegensteht; nur durch dieses Gemeinschaftliche wird jenes Entgegen- stehen möglich; durch jenes Entgegenstehen allein dieses Gemeinschaft-liche“ (S. 57).

Ich verzichte darauf, die Alhuengalerie dieser Ansicht zu vervoll-ständigen, auf den Eusaner oder auf Jakob Böhme hinzuweisen. Wich-tiger ist mir, daß Müller sich schon in dieser Schrift vom Gegensatz mit Vorliebe auf Goethe und zwar auf dessen Dichtungen beruft. (Bara druckt S. 31 ff. viele dieser Äußerungen über Goethe ab.) Der ganze Abschnitt „Natur und Kunst“ huldigt der Polarität, die in Goethes Schaffen und Weltanschauung walidet. Er gipfelt in dem Satz: „Natur ist Antikunst; und Kunst ist Antinatur“ (S. 110). Die Ausdrucks-weise ist nichts weniger als glücklich. Den Unvorbereiteten könnte der Satz das volle Gegenteil dessen besagen, was er eigentlich meint. Nach Müllers Sprachgebrauch deutet er auf die Einheit, die zwischen Natur und Kunst hergestellt werden muß, auf die Synthese der Gegensätze. Natur hatte man gegen Kunst ausgespielt und so — auch in der Welt-

geschichte, in der Französischen Revolution — mehr vernichtet als aufgebaut. Goethe sah die Natur mit fühlendem Auge und hatte daher sie als ein eignes, großes Kunstwerk in der sehenden Hand. „Nur wer die Natur sieht, weiß die Kunst zu fühlen, und zu bilden; nur der sieht die Kunst, ihre größten und kleinsten Werke, der die Natur in ihren unbedeutendsten, wie in ihren Weltererscheinungen zusammenhängend empfindet.“ (S. 79) Und so ruft Müller: „Keine Priorität, keine Übermacht der Natur oder der Kunst! Wie Form und Stoff, wie Seele und Körper, wie Ich und Gegenich, stehn sie wirkend, sich vermählend, durch wechselseitiges Durchdringen zeugend und gebärend, einander entgegen.“

In immer neuen Wendungen und mit neuen Belegen weist Müller nach, wie sich in Goethes Schaffen Gegensätze herausstellen, die sich zugleich wieder zur Einheit verbinden. Auf dem Vermitteln der Gegensätze liegt der Ton. Schon die Schrift vom Gegensatz rechtfertigt Goethe durch den spätern Grundsatz der vermittelnden Kritik. Noch ist der Ausdruck nicht da; aber ihr Begriff schwebt schon vor und setzt sich durch, indem Goethe schon hier im Sinn vermittelnder Kritik gewertet wird.

Vermittelnde Kritik muß ja stets Gegensätze aufstellen, um Erscheinungen der Kunst zu erfassen. Sie ist grundsätzlich auf Zweipoligkeit gerichtet. Es ist nicht Zufall, daß Müller in den „Vorlesungen“ (S. 217) von der „weiblichen Natur der Tragödie“ und von dem „männlichen Wesen der Komödie“ spricht. Es ist auch nicht ein blendendes Paradoxon. Im Plan der Fortsetzung der Schrift vom Gegensatz sollte auch die Polarität Mann und Weib ergründet werden. Polaritäten begegnen auch sonst auf Schritt und Tritt in den „Vorlesungen“. So gleich zu Beginn der vierten Vorlesung (S. 63 ff.) der Gegensatz kritischer und geschichtlicher Betrachtung der Welt als Gegensatz der französischen und der englischen Kritik.

Auch die Aufstellung von Polaritäten ist nicht Müllers Erfindung. Er führt abermals nur aus, was andere, auch die Schlegel, angebahnt hatten. Fraglich kann bleiben, ob er dabei eine gleich glückliche Hand hatte wie sie. Ihre Gegensatzpaare von Kunstbegriffen setzten sich erfolgreicher durch, nicht nur der Gegensatz von klassisch und romantisch, auch der von plastisch und pittoresk. Neuere polare Betrachtungsweise zieht mehr Gewinn aus den Schriften der Schlegel. Allein grundsätzlich klärte er die Dinge und ihre Bedeutung besser. Er kam anderseits näher an Hegel heran und an dessen Verwertung der Dreieit Thesis, Antithesis und Synthesis als sie.

Er gewann auch tiefere Einblicke in ein Werden, das nicht mit vorbestimmten Maßstäben arbeitet, sondern die Teile eines Ganzen nach ihrer Bedeutung für das Ganze abschätzt. „Gut und schlecht erscheinen die einzelnen Dinge nur in ihrer Beziehung auf ein Ganzes, oder auf ein höchstes alle übrigen Güter umfassendes Gut“, sagt Müller in den „Vorlesungen“ (S. 68). Der Satz soll natürlich nicht nur für ästhetisches Werden gelten. Aber im ästhetischen Werden gibt er für Müller den Ausschlag. Hat er ihn bis ins letzte durchgesehen? F. Schlegel möchte er härten, daß es nicht der Fall war. Doch minder unbedenklich als die Schlegel mischte Müller ein Werden, das geschichtlich oder vielmehr im Sinn der Organismuslehre die Maßstäbe dem Erschauen eines Ganzen entnahm, mit Werturteilen, die aus andern Voraussetzungen stammen.

Müllers Lehre vom Gegensatz reiht sich den Versuchen des Zeitalters an, formale Logik zu überwinden und zu überholen. Der alte Satz des Widerspruchs gilt nur noch als Geschöpf des Verstands, unfähig, den Widerspruch zu erklären, der zum Wesen der Vernunft gehöre. Trotz allen Einwänden Müllers gegen Fichte baut auch Müller nur an einer Dialektik, die schon bei Fichte sich durchsetzt und endlich in Hegel ihre Höhe erreicht. Müller selbst beruft sich auf Schelling.

Die Schrift über den Gegensatz erklärt in diesem Zusammenhang: „Merkwürdiger und bestimmter findet sich... bei keinem philosophischen Schriftsteller eine... Hindeutung als bei Schelling, der irgendwo die Philosophie mit großer Bestimmtheit eine Geschichte des Selbstbewußtseins nennt“ (S. 14). Müller denkt wahrscheinlich an das „System des transzendentalen Idealismus“. Am Schlusse des Aufsatzes „Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses oder der Kategorien der Physik“ hatte Schelling jenes Werk ausdrücklich als „Geschichte des Selbstbewußtseins vom idealistischen Standpunkte“ angekündigt.

Zwei Jahre später las Schelling in Jena über die „Methode des akademischen Studiums“. Im nächsten Jahr, 1803, erschienen diese Vorlesungen zum erstenmal in Buchform. 1804 folgte Müllers Schrift vom Gegensatz. Müller kannte die Schrift von 1803 wohl noch nicht. Er hätte sich sonst sicherlich auf sie bezogen. Zumal die sechste der Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums wäre ihm willkommene Stütze gewesen. Sie ist ein kräftigster Vorstoß gegen formale Logik und gegen den Satz des Widerspruchs; leiht doch ausdrücklich Schelling hier von der Psychologie Waffen für solchen Kampf, allerdings mit betonten Vorbehalten. „Ohne dialektische Kunst

ist keine wissenschaftliche Philosophie!" So lautet vollends Schellings Kampfruf. „Was man insgemein Logik nennt“, ist für Schelling „eine ganz empirische Doktrin, welche die Gesetze des gemeinen Verstandes als absolute aufstellt“. Als Beleg erscheint der Satz des Widerspruchs, „daß von zwei kontradiktorisch entgegengesetzten Begriffen jedem Wesen nur einer zukomme“. Das habe in der Sphäre der Endlichkeit seine vollkommene Richtigkeit, „nicht aber in der Spekulation, die nur in der Gleichsetzung Entgegengesetzter ihren Anfang hat“. Dualismus wird für Schelling „eine nicht nur überhaupt, sondern auch in seiner Wiederkehr notwendige Erscheinung der neueren Welt“.

Oder soll vielleicht angenommen werden, Müller wende sich in der Schrift vom Gegensatz vielmehr gegen Schellings sechste Vorlesung über die Methode? Schelling kämpft ja auch hier für das Absolute; er sagt sogar zuletzt, eine Philosophie, die irgendeinen Gegensatz zurücklasse und nicht wahrhaft die absolute Harmonie herstelle, sei nicht zum absoluten Wissen durchgedrungen und könne noch weniger dazu bilden.

Es könnte scheinen, als wolle Müller im Gegensatz zu Schelling auch dessen Identitätsbegriff ablehnen. Stimmt indes nicht völlig mit Müllers Ansicht, wie ich sie oben fasse, überein, was im vorletzten Absatz der sechsten Vorlesung steht? „Ich habe die letzte Bestimmung der neuern Welt schon im vorhergehenden ausgesprochen, eine höhere, wahrhaft alles begreifende, Einheit darzustellen; sie gilt ebenso sehr für die Wissenschaft als für die Kunst, und ebendamt jene sei, müssen alle Gegensätze sich entzweien.“ Ist das nicht buchstäblich Müllers Lehre vom Gegensatz?

Müllers Kampf gegen das Absolute zeitigte in der Schrift über den Gegensatz Behauptungen, die er früh aufgeben mußte, wenn er nicht seine ganze spätere Entwicklung gefährden wollte. „Vom absoluten Wissen und reinen Ich bis auf den absoluten Urheber aller Dinge herab“ (S. 48) hatte er alles seiner Ansicht aufgeopfert, ein Subjekt, dem kein Objekt entgegenstände, sei absolut nichts. Deutlich spricht Müllers Brief an Genß vom 1. März 1817: „Sie sahen meine kindische Freude über den Gegensatz . . . und meine ebenso kindische Ehrfurcht vor dem Antigegensatz, an dessen Stelle nunmehr befriedigend Gott und seine Kirche getreten ist.“ Doch schon im „Phöbus“ (St. 7 S. 37; in den „Vermischten Schriften“ 2, 346 f.) heißt es neun Jahre früher: „Es war im Jahre 1803, als mir der Hauptschritt zur Bildung einer dynamischen Logik, deren Bedürfnis ich im Namen der Naturphilosophen gefühlt hatte, gelang: ich stellte nämlich,

einem Extrem das andre entgegensetzend, den Satz auf, es gäbe keine andre als die ... Gattung der dynamischen Definitionen, und jedes Wesen könne nur durch das ihm entgegengesetzte erklärt werden. Glücklicherweise fiel der philosophische Versuch, worin dieses geschah, mit Hume zu reden, totgeboren aus der Presse, und es ward mir vergönnt, das falsche Element, welches mein höheres Streben zerstört haben würde, in der Stille und ohne Beschämung zu vernichten." (Bara bucht beide Stellen S. 10 Anm. 13 und S. 15 Anm. 28.) Eine unbedingtere Palinodie ist kaum zu erdenken.

Doch diese Palinodie setzt sich, herausgehoben aus dem Zusammenhang, schweren Mißverständnissen aus. Sie weckt den Anschein, viel mehr preiszugeben, als sie tatsächlich preisgibt. Ich halte mich nur an die Äußerung des „Phöbus“ und ihre gleichlautende Wiederholung in den „Vermischten Schriften“. Andern bleibe überlassen, die Briefstelle an Genz von 1817 nachzuprüfen und zu errechnen, ob sie mit dem Bekenntnis des „Phöbus“ ganz übereintrifft oder etwas Verschiedenes meint. Hier muß der Nachweis genügen, daß im „Phöbus“ wesentliche Grundsätze des Erstlings wiederkehren, wie ja überhaupt das Büchlein von 1804 in spätern Schriften Müllers die entscheidende Voraussetzung bleibt. Wohl vollzieht sich 1805 eine starke Wendung in Müllers Weltanschauung; er tritt zum Katholizismus über. Als Katholik konnte er seinen unbedingten Relativismus nicht länger wahren. Der „absolute Urheber aller Dinge“ mußte wieder zu Ehren kommen. Dennoch hält Müller vieles fest, was er 1804 angenommen hat, und bleibt in vielem Relativist, ja er steigert seinen Relativismus noch durch die rednerische Form seiner Darlegungen. Vollends verwertet erst der „Phöbus“ ausdrücklich den Begriff der dynamischen und der atomistischen Definition.

Ich untersuche daher zuerst die Beiträge Müllers zum „Phöbus“.

II. Vorarbeiten: Aufsätze des „Phöbus“

In den beiden Zeitschriften Kleists nimmt Adam Müller eine wichtige Stelle ein. Im „Phöbus“ noch weit mehr als in den „Berliner Abendblättern“. Über Kunst äußert sich Müller in den „Abendblättern“ kürzer als in der Zeitschrift, deren Mittherausgeber er war. Die wenigen Notizen, die im Dienst kritisch-ästhetischer Berichterstattung Müller den „Abendblättern“ lieferte, untersucht Reinhold Steig in seinem Werk „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe“ (Berlin und